

Weihnachtslegende

Autor(en): **Gaudy, Alice von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dahnow, der wenigstens seiner Pflicht genügen wollte, und der seine ganze Fassung wiedergefunden hatte, sagte alles, was über einen solchen Fall zu sagen ist und wohl schon hunderte Male dann gesagt wurde. Ja, er sagte es besser, als es in den meisten Fällen geschieht; denn er sagte es ohne Heftigkeit und Übertreibung, kurz und mit einschneidender Wahrheit, aber er sprach auch mit dem gewöhnlichen Erfolge. Das beste Wort fällt wie ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein: es zischt etwas, aber es löst nicht.

„Ich habe mir alles überlegt und werde alles überwinden,“ war die einzige, auch schon oft dagewesene Antwort.

„Wie aber denkst du es mit ihrem Vater zu halten?“ fragte Dahnow noch.

„Ihrem Vater habe ich natürlich gleich geschrieben; er wird meinen Brief schon haben. Glaubst du, Nora sei ein Mädchen, das ein heimliches Verhältnis auch nur eine Stunde dulde?“

„Auch das noch!“ sagte Dahnow. Doch dachte er mit einiger Befriedigung dabei, daß der Direktor vorbereitet sei.

„Meiner Mutter schreibe ich heute noch, ihr alles darzustellen. Ich werde sie nur um eines bitten: nicht zu urteilen, ehe sie Nora gesehen.“

„Sie wird sie gar nicht sehen wollen, oder ich müßte sie schlecht kennen. . . Aber es ist nutzlos, jetzt weiter mit dir zu streiten,“ sagte Dahnow aufstehend. „Es ist schwer begreiflich, wie der Mensch sein ganzes Lebensschicksal auf einen Moment des Gefühls bauen kann.“

„Einen Moment des Gefühls nennst du das, was sich all diese Wochen und Monate tief in mein Herz gegraben hat? — wovon ich die sichere Überzeugung habe, daß es sich in meine Seele gesenkt hat wie Goldgrund, der nie mehr wechselt: das einzige, was meinem ferneren Leben Glanz verleihen kann! Wäre es aber

auch nur ein Moment gewesen, geh, solche Momente sind immer entscheidend. Gäbe es noch ein zweites Paar solcher Augen, Alter, ich würde dir sagen: versuche einmal hineinzuschauen, und sieh, was ein Moment vollbringen kann.“ Lächelnd legte Kurt den Arm um des Freundes Nacken bei diesen Worten. „Sei gut,“ setzte er hinzu; „sag mir ein gutes Wort zu meinem Glück.“

„Ich kann zu keinem Unsinn Glück wünschen,“ sagte Dahnow, absichtlich sich verhärtend; „magst du es noch so poetisch einkleiden. Tu, was du nicht lassen kannst; aber ich werde immer dagegen sein.“

Trotz der herben Worte faßte die Rechte doch des Freundes Hand, und mit einem warmen Drucke schieden sie.

Dahnow war selbst noch jung. Hatte er auch seines Freundes Entschluß eine Torheit, eine Verrücktheit genannt, so blieb ihm die Verrücktheit doch im Sinn, wobei der Mensch so strahlend, so glücklich aussieht und das Leben so leicht nimmt. „Gäbe es noch ein zweites Paar solcher Augen!“ hatte Degenthal gesagt, und die folgenden Tage ertappte sich Dahnow mehr als einmal darauf, darüber nachzudenken, ob er jemals solche Augen gesehen, solch kindlich liebe Augen in so reinen, fast streng geschnittenen Zügen und so tiefblau bei so dunkler Umgebung. Er mußte sie sich so deutlich vorzaubern, daß sie ihn endlich Tag und Nacht verfolgten, und er sie sich vorstellen mußte, bald mit dem sehnsüchtigen Ausdruck, wie sie Kurt damals nachgeschaut, bald glückstrahlend, wie auch dessen Blicke jetzt gewesen. Dahnow wurde selbst ganz sehnsüchtig dabei zumute. „Glücklicher Kerl,“ hätte er beinahe gesagt; aber zornig brach er ab. „Nichts wie bodenloser Unsinn! Mögen sie sehen, wie sie damit zurecht kommen; ich will mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtslegende.

In heiliger Nacht flogen Hand in Hand
Drei Englein hinab in das jüdische Land.

Sie wollten die seligste aller Frau'n
Und das göttliche Kind in der Krippe schaun.

Der Stern von Bethlehern war noch wach
Und strahlte mild auf das flache Dach.

Sie suchten die Pforte und brachten sie bald
Und lugten wechselnd durch heimlichen Spalt.

Sie riefen und bateten und klopfen ganz sacht,
Bis Joseph behutsam aufgemacht.

Im Stall war es dämmrig. Sie schwebten heran
Und schauten den schlummernden Heiland an.

Der eine hob hoch die Ampel empor
Und breitete schattend sein Flüglein davor.

Der zweite schob sanft in des Kindes Hand
Ein Sternlein, gefunden am Himmelsrand.

Der dritte hat fromm vor der Krippe gekniet
Und sang mit süßer Stimme ein Lied.

Da zog ein Lächeln, göttlich und licht,
Ueber des himmlischen Kindes Gesicht.

Für alle Zukunft hat es geweiht
Die Feier der heiligen Weihnachtszeit:

Die strahlende Leuchte — den Weihnachtsstern
Und das fromme Lied zum Preise des Herrn.

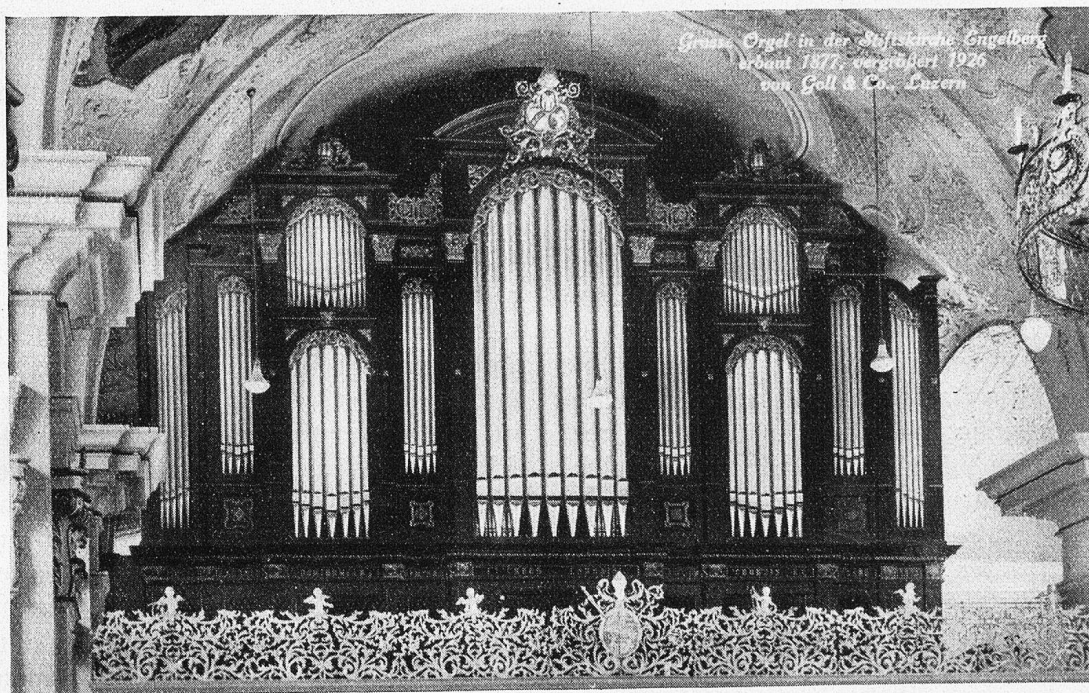
Mice von Gaudy.

Die Orgel, die Königin der Instrumente.

Von Adolf Däster, Aarau.

In den letzten Jahren rechneten es sich zahlreiche Kirchgemeinden unseres lieben Vaterlandes zur hohen Ehre an, ihre Gotteshäuser mit neuen Orgelwerken zu versehen. Gewiß hat jeder Leser dieses Blattes weihervolle Stunden in einer Kirche zugebracht und persönlich erlebt, wie die bald rauschenden, brausenden, halb fla-

dämpfte Licht der Glasfenster geheimnisvoll gestimmten Wölbungen übt jene Wirkung aus, die eine große Natur, die Majestät der Gletscher, die Waldeinsamkeit, die Pracht des Sonnenunterganges, die Höhe und Tiefe von Freude und Leid, von Seelenschmerz und Seelengröße in uns erzeugt. Der große Geistesheld Goethe hat



genden und tröstenden Akkorde der Orgel alle Saiten seiner Seele zum Mitschwingen und -Klingen anrührten. Und in der Vorstellung unserer Dichter wohnt der Orgel eine besondere Feierlichkeit und Weihe bei: Orgelton und Glockenflang, Orgelton und Brautgesang, das sind Worte, mit denen dichterisch das göttliche Instrument zur Verklärung großer und bedeutender Momente benutzt wird. Das sanfte Anschwellen, das mächtige Brausen, das leise Verklingen der Töne in den hochanstrebenden, von kraftvollen Pfeilern getragenen, durch das ge-

bekanntlich im „Faust“ in der Szene im Dom der Orgel eine wichtige Rolle zugeteilt: Gretchen hört in ihrem Innern die Stimme des bösen Geistes, der sie verklagt: „Gretchen! Wo steht dein Kopf? In deinem Herzen, welche Missetat!“ Da beginnt die Orgel, und zwar mit der ganzen Wucht des vollen Werkes, in wahrer, unverhüllter, blendender Schönheit, wie die Natur in Sturm, Blitz und Donner ihr ganzes dämonisches Wesen rückhaltlos offenbart. Nach der Vorstellung des Dichters müssen hier Orgel und Gesang, überwältigende Macht entfalten,